

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Troll-Borostyani, Irma von: Das Modell

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Das Modell.

Von Irma v. Troll-Borosthani.



Die ganze Nacht hatte es arg geregnet. Als dann die Morgensonne sich durch die schweren Wolkengeschiebe siegreich Bahn brach, glitzerten und funkelten die Bergespitzen in blendendem Neuschnee, den das Hochgewitter gebracht hatte. Unten aber, im Thale, stiegen aus den feuchten Wiesengründen milchige Nebel auf, um schließlich unter den glühenden Sonnenstrahlen spurlos zu verschwinden. Der würzige Tannenduft im Walde mischte sich mit dem Geruch der nassen Erde und erfüllte die frische, feuchte Luft des Sommer-

morgens. Lassigen Schrittes, den mit einem Gamsbart geschmückten, leichten Filzhut in der Hand, den Lobenrock über den Schultern, schlenderte der Maler Wahlheim, der sich studienhalber für einige Wochen in dem kleinen Tiroler Bergdorf einquartiert hatte, den durch den Hochwald führenden Fußsteig entlang. In tiefen Atemzügen jog er die Luft ein und lachte laut, wenn ihm von den Baumzweigen die dichten Tropfen gleich einem Sprühregen in das Gesicht spritzten.

Entzückt lauschte er dem Morgenlied der Vögel und schaute mit scharfem Blick nach den herrlichen Lichtwirkungen, wie die goldigen Sonnenstrahlen hier und dort durch die dunklen Waldesschatten fielen.

Hier, in der stillen, herrlichen Bergwelt fühlte er sich wohl und heimisch. Er haßte das Menschengetriebe der Großstadt, in deren Mitte er sich einsam und verlassen fühlte, zumal er wohl wußte, wie häßlich er war. Klein und verwachsen seit seiner Kindheit, infolge eines schweren Unfalles, auf einem Beine hinkend — so hatte er im Kreise der Spielgenossen immer hinter seinen wohlgebauten Geschwistern zurückstehen müssen. Selbst zu Hause, wo man zwar zuweilen Mitleid mit ihm gehabt hatte, wurde er auch oft genug geringer als die andern geschätzt, und das war ihm nicht entgangen. Die Mutter, die mit doppelter Liebe an dem unglücklichen Kinde hing, hatte er früh verloren. Der Vater hatte wenig Zeit, sich um ihn zu kümmern, und die Geschwister, sowie alle, die im Hause verkehrten,

machten kein Hehl daraus, daß sie sich etwas Besseres dünkten. So wurde er immer verbitterter in seinem Herzen, bis ihm die Kunst zur Rettung geworden war. Denn von dem Tage an, da seine Liebe zu ihr erwachte, war er gefest gegen die verheerende Wirkung der steten Kränkungen und Hintanzugung, die er zu erdulden hatte. Und als sein von einem eisernen Fleiß unterstütztes Talent sich entfaltete, als die ersten künstlerischen Erfolge sich einstellten, da heilte die Wunde, welche die Mißachtung ob seiner häßlichen Gestalt seinem Herzen geschlagen hatte.

Doch war auch der Haß allmählich aus seinem Gemüte gewichen, so hatte er unter dem Mangel an Liebe und Güte doch zu sehr gelitten, um an dem geistlichen Treiben und Drängen der Menschen Gefallen finden zu können. So ging er lieber einsam seiner Wege voll Müdigkeit für Schmerz und Kummer.

Doch wenn die Lenzesstürme durch die Lande brausten, wenn sie den Schnee in donnernden Lawinen von den Bergen segten, wenn auf den Wiesen und am Saum der Wälder unter frisch sprossendem Grün die vielfarbigen Frühlingsblumen ihre zarten Häupter hoben, dann litt es ihn nicht länger in den Mauern. Bis sich dann wieder Wald und Fluren in ihre winterliche weiße Decke hüllten, streifte er, froh die Natur genießend und emsig arbeitend von Dorf zu Dorf, von Thal zu Berge.

Jetzt war er an die Waldlichtung gekommen, da, wo der schmale Steig in die nach dem Dorfe führende Chaussee mündete. Eben wollte er sich heimwärts wenden, dem Gasthause zu, in dem er wohnte, dem einzigen im ganzen Dörflein. Plötzlich blieb er stehen.

Jenseits der Straße, auf einem gefällten Baume, sah er ein etwa achtjähriges Mädchen sitzen. Sie hielt einen Strauß purpurglühender Alpenrosen in der wettergebräunten Hand und schaute die Straße entlang, als ob sie jemanden erwartete.

Ein zeretztes, schliffiges, blaues Köckchen und das kurzärmelige Hemd von unbestimmter Farbe war die ganze Bekleidung des schönen Kindes; sie hing in losen Falten um seine schlanken Glieder. Goldig schimmerte im Licht der durchbrechenden Sonne das krause Blondhaar.

„Postausend, — was für ein prächtiges Bild!“ dachte der Maler. „Das will ich mir nicht entgehen lassen.“ Und er rief das Kind an.

„Heda, Deandl, — was machst da? Willst deine Bleamln verkaufen?“

Sofort sprang das Mädel auf und hielt ihm den Strauß entgegen.

„Da, bitt schön, kauf mir's ab!“

„Wie heißt denn?“ fragte Wahlheim, während er den Strauß in seinem Hutband befestigte.

„Gretel, — Gretel Pfirtschenthaler.“

Pfirtschenthaler — hatte er den Namen nicht schon gehört? Ja, jetzt erinnerte er sich. Gestern beim Abendessen in der Gaststube, da hatte er in einem flüsternd geführten Gespräche seines Wirtes mit dem Dorfschmied diesen Namen wiederholt gehört.

Wahlheim langte nach seinem Portemonnaie.

„Da, Gretel, das ist für die Bleamlu,“ sagte er, indem er ihr ein paar Nickelmünzen reichte. „Wennst aber mehr kriegen willst, so kommst morgen früh zu mir. Ich wohn' im Gasthaus. Verstehst? Dort fragst nach dem Maler Wahlheim. Sie weisen dich schon zu mir. Ich will dich malen. Und wennst schön still haltst, so geb' ich dir das.“ Dabei zeigte er ihr ein spiegelblankes, funkelndes Fünfstrohenstück.

Gretel riß die Augen auf. Sie hatte solche Münze in ihrem Leben noch nicht gesehen. Und malen wollte der Herr sie. Das verstand sie schon gar nicht. Würde er sie als Engel an die Decke der Dorfkirche malen? Aber für einen Engel war sie ja schon viel zu groß. Auch hatte sie ja keine Flügel. Wo würde er denn die hernehmen, um sie als Engel malen zu können? Das hätte sie freilich gern gewußt; da sie sich aber nicht zu fragen getraute, so schaute sie ihn bloß groß an, unverwandt, voller Neugierde.

Wahlheim lachte.

„Also vergiß nicht! Morgen früh, — dann kriegst das!“ Und bevor er die Silbermünze in seine Hosentasche gleiten ließ, drehte er sie mit Daumen und Zeigefinger am Rande haltend, vor Gretels Augen im Kreise. Dann nickte er ihr einen Gruß zu und ging weiter.

Gretel schaute ihm mit ihren großen, schwarzen Augen staunend nach. Als er aber an der Biegung der Chaussee ihren Blicken entchwand, sprang und lief sie quer über einen Wiesenhang nach Hause. Mit den kleinen, lehmigen, nackten Füßen über das nasse Gras hinstürmend, hatte sie bald das am Ende der holprigen Dorfstraße, schon außerhalb des Ortes gelegene, armselige Häuschen erreicht, über dessen zwei kleinen, mit Fäden geflickten Fenstern das schadhafte Schindeldach, gleich einer verwitterten Mütze niederhing. Eine schief in den Angeln hängende Thür, von rostbrauner Farbe wie das ganze Fachwerk, war der Eingang. Gretel gab der wackligen Thür einen Stoß, daß sie aufsprang, und stürmte in die Hütte.

Im Vorraum stand der Herd, neben demselben eine breite Holzbank. Nebenan war das Wohnzimmer, von den zwei Fenstern erhellt, vor denen eine Bank und ein Tisch standen. Im Hintergrund waren die Lagerstätten, niedrige Holzgestelle, auf denen zwei mit elenden Tüchern bedeckte Strohsäcke lagen.

Gretel blickte im Raume umher. Die Mutter, die sie suchte, war nicht da. Aber im Stalle, der dicht neben der Küche, unter dem gleichen Dache lag, fand sie die Mutter.

Sie hockte auf einem Schemel bei der Ziege und melkte sie. Kaum war sie zu bemerken in dem düsternen Dämmerlicht, das durch eine kleine, spinnwebenvergitterte Lücke oberhalb der bröckeligen Holzwand einfiel.

„Muatta, — da hast!“ sagte Gretel, ihr die Hand hinreichend, in der die kleinen Münzen lagen.



„Muatta, — da hast!“ sagte Gretel.

Die Mutter wendete den Kopf herum. Trotz des Halbdunkels im engen, dumpfigen Stalle sah sie das Geld. Mit scharfem Blick heftete sie ihre eingefunkenen Augen auf Gretel.

„Gebettelt —?“ fragte sie herbe.

„Naa — nicht gebettelt. Bleamlu hab' i brockt, und die hat mir a Herr ab'kauft.“

Die Frau zog stumm ihren kleinen Holzkübel unter der geduldigen Ziege hervor und trat aus dem Stall. Sie mußte die Augen schließen, so blendend grell traf sie das plötzliche helle Tageslicht nach dem Aufenthalt im dunklen Stallraume. Dann blinzelte sie nach den Geldstückchen hinüber in Gretels Hand.

Dreißig Heller! dachte sie bei sich.

Ihr vergrämtes, bleiches Gesicht, dessen früh gealterte, abgehärmte Züge die einstige Schönheit deutlich erkennen ließen, verzog sich, als ob sie etwas heftig schmerze. Thränen traten ihr in die Augen und rannen langsam die hageren Wangen herab.

Sie nahm sich nicht die Mühe, die Thränen zu trocknen. Sie trug den Milcheimer in die Küche, um ihn zu überleeren; dabei kam es ihr gar nicht aus dem Sinn: Dreißig Heller — und in wenigen Stunden mußte sie fünfzig Kronen bereit haben, oder sie lag mit ihrer Gretel als Bettlerin auf der Straße. . . .

Fünfzig Kronen, die sie dem Fuchswirt schuldete.

Woher das Geld nehmen? Wer würde es ihr geben, ihr, der armen Witwe? Wer würde ihr helfen, sich ihrer erbarmen? Niemand!

Die Frau sank auf die Bank am Herde nieder, schlug die Hände vor das Angesicht und sann und grübelte in verzweifelter Not. Aber kein Lichtstrahl zeigte sich ihr.

Ja, wenn sie das Verlangen ihres Gläubigers

erfüllte, wenn sie ihm die Gretel gab, die er sich als Magd erziehen wollte, dann würde er mit der Eintreibung der Schuld warten, vielleicht sie ihr auch gar schenken!

Aber nie und nimmer wird sie einwilligen, daß er das Mädel in seine Hände bekommt. Ihm die Gretel geben! Dem bösen Feind ihrer Jugend, dem Räuber ihrer Unschuld, der ihr, als sie noch ein kleines, halbwüchsiges Mädel war, schon nachgestellt auf Schritt und Tritt!

Jetzt freilich, jetzt schaute er sie nicht mehr an. Kein Mitleid, kein Erbarmen hatte er für sie. Aber jetzt wollte er ihr Kind haben, nach der Gretel gelüftete es ihn jetzt, die wohl ebenso hübsch zu werden versprach, wie es die Mutter gewesen war.

Die Gretel sollte sie ihm überantworten — ihre Freude, ihren Trost, ihre einzige Hoffnung, damit ihr die Hütte und das Stückchen Land, das sie beide kümmerlich ernährte, nicht genommen würden.

Nein — niemals! Lieber mit dem Kinde an der Hand von Dorf zu Dorf betteln gehen.

Da pachte sie aufs neue die furchtbarste Angst: — man wird ja das Kind ihr gar nicht lassen! Sie selber kommt auf das Gemeindehaus und die Gretel wird man ihr nehmen, und wie will sie es dann verhindern, daß sie dem Wirt übergeben wird, wenn er sich anbietet, sie aufzuziehen?

„O Gott, o Gott! Hilf mir aus meiner Not!“ kam es verzweifelt über ihre ausgetrockneten Lippen. Und wieder füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Plötzlich aber raffte sie sich auf.

Ein letzter Versuch mußte gemacht werden.

Sie wollte hingehen zu dem Manne, dem sie das Geld schuldete, sich ihm zu Füßen werfen und ihn bitten, daß sie das Darlehen im Tagelohn abarbeiten dürfe.

Freilich ging es ihr nun wieder durch den Kopf, wie sie denn sich und ihr Kind ernähren sollte, wenn sie den ganzen Tag für den Wirt arbeiten mußte. Aber vielleicht begnügte er sich auch nur mit ein paar Tagen in der Woche, und die freien Tage blieben dann ihr selber.

Sie erhob sich mühsam. Unter der engen, gestickten Kattunjacke arbeitete die Brust heftig. Auf ihren gelben, mageren Wangen brannten rote Fieberflecken.

Gretel, die ihr in die Küche nachgeschlichen war, stand neben ihr.

„Du, Muatta,“ sagte sie jetzt, „er will mich malen.“

Die Frau hörte nicht auf sie. Sie strich sich den tiefschwarzen Scheitel glatt, warf ein Tuch über Kopf und Schultern und wollte gehen. An der Thür wandte sie sich zurück.

„Hast Hunger, Gretel?“ Und ohne deren Antwort abzuwarten, langte sie ein Stück Brot aus der Tischlade und gab es dem Kinde. „Da hast — und dort steht die Milch.“

Dann ging sie.

Mit großen Schritten eilte sie dahin, daß ihr die dünnen, verwachsenen Röcke um die Beine schlügen.

Plötzlich aber, als sie bei einer Wendung der Chaussee das Wirtshaus mit dem von dichtbelaubten Kastanienbäumen beschatteten Garten vor sich liegen sah, blieb sie zögernd stehen. Ihr war, als könnte sie nicht weiter, als wüchse eine Mauer vor ihr empor, über die sie nicht hinüber konnte. Sie gedachte der Bittgänge, die sie bereits gemacht, zum Pfarrer, zum Gemeindevorsteher, zum Müller, zum Krämer — alle vergebens. Die einen wollten, die andern konnten ihr nicht helfen. Es wurde ihr wirr im Kopfe. Was sollte sie denn ihrem Gläubiger sagen, damit er sich ihrer erbarmte? Er würde ihr die Gretel abfordern, und wenn sie darauf nicht einging, keine Schonung mit ihr haben.

Aber es mußte sein. — Mit dem Mute der Verzweiflung raffte sie sich auf; ohne Zaudern ging sie aufs neue vorwärts, dem Hause zu.

Der Wirt stand unter der Thür. Ein Blick in das verstörte Angesicht der Herannahenden verriet ihm sofort den Zweck ihres Kommens. Aber er hütete sich wohl, es ihr zu sagen.

Mit spöttischer Höflichkeit rückte er an seiner schilflosen Hauskappe und sprach: „Ei, was wär' denn döös? So fruah kommst schon mit 'n Geld? Es hätt' ja bis nachmittag Zeit g'habt, und du kommst schon in aller Fruah.“

Die Frau blickte ihn voll Schrecken an. Sie verstand den Hohn, der ihr die Zunge lähmte.

Da fuhr der Wirt fort: „Naa, wie is's? Wo hast denn 's Geld? Wir können's glei' hier abmachen.“

Dabei schritt er dem nächststehenden Gasttisch zu, ließ sich behäbig auf der Bank nieder und faltete, mit spöttischer Neugier zur Frau hinüberblinzeln, die feisten Hände über dem wohlgenährten Leib.

Ihre Knie wankten, als sie ihm folgte. Demütig stand sie vor ihm und schaute ihn so flehend an.

Und endlich brach es los. Ohne Pause, ohne Stockung, mit einander überstürzenden Worten brachte sie ihre Bitte vor. Alle Leidensgänge, die sie schon gemacht, um das Geld zu erhalten, erzählte sie. Alle Antworten, mit denen man sie abgewiesen, gab sie wieder. Und den thränenreichen Blick beschwörend auf den Mann gerichtet, der breitspurig, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihr saß, flehte sie ihn an um sein Erbarmen.

„I hätt' mir's denken sollen, was dahinter steckt, daß d' so fruah daher kommst,“ hub der Wirt, als sie verstummte, an. „Aber den Weg hätt'st dir ersparen können. 's is' völli'g zum Lachen, was d' von mir begehrst. Zuwarten soll i, bis du zahlen kannst. Ja wie lang denn epper? Glaubst, daß Geld, das d' mir schuldig bist, kannst von deiner Soaß außermellen oder es wird dir auf dein' Krautacker wachsen? Oder abarbeiten im Tagelohn! So a dumms' G'red! Dös kennt ma schon. Jeden Tag gebet's an andere Ausred', warumst dahoam bleiben müßt. Naa, sell giebt's nit bei mir. Für so an Handel bin i nit dumms' g'nua. Damit's d' aber nit sagen kannst, daß d' koan Mädeligkeit

g'habt hast, dir dein Grundstück zu erhalten, so sag' i dir no' amal: gieb mir dei Gretel. Es is a brav's, nett's Madel, das i brauchen könnt' als Dirn, wann i s' aufzog'n hab'. Wannst einwilligst, so kriegst dein Schuldschein z'ruck, glei, auf der Stell'."

Der Wirt verstummte verwirrt.

Die Frau war dicht vor ihn hingetreten. Verzweifelt schaute sie ihn mit ihren schwarzen Augen an, ballte die hageren, braunen Hände zu Fäusten und erhob sie drohend gegen ihn. Ihr Anblick erschreckte ihn, so daß eine leichte Blässe seine schwammigen, weingeröteten Wangen überzog.

In allen Gliedern bebend, stand sie vor ihm, und jetzt hörte er sie sagen: "Mein Gretel willst, — aber ehnder geh' i ins Wasser mit ihr, als daß du sie kriegst, du Schuft!"

Im nächsten Augenblick war er allein.

Die Frau aber lief, so schnell, als ihre zitternden Füße sie auf der lehmigen, durchweichten Dorfstraße zu tragen vermochten, heimwärts.

Das Tuch war ihr vom Kopfe gesunken und umflatterte ihren fleischlosen Leib. Mit irem Blicke starrte sie vor sich hin. Trostlose Dual erfüllte ihr Herz. Mit leeren Händen kam sie ja heim. Der letzte, verzweifelte Versuch einer Rettung war mißglückt. Aber weiter und weiter lief sie, als ob Verfolger ihr auf der Ferse wären.

Als die Frau wieder in ihre Hütte trat, verließen sie die Kräfte. Sie bemerkte wohl, daß die Gretel nicht da war, und suchte sie, laut ihren Namen rufend, im Stall und auf der Wiese hinter dem Häuschen. Doch als sie keine Antwort erhielt, fiel ihr ein, daß das Kind sicherlich wieder an den Berghängen herumstreife und Alpenblumen pflücke, um sie den durchziehenden Touristen zu verkaufen. Einen Blick noch richtete sie über die zwischen Zirbelbäumen und Fichtentnicholz jenseits des vom Berge herunterbrausenden Wildbaches ansteigende, grüne Grashalde, wo das Madel sicherlich herumkletterte, dann kehrte sie in die Stube zurück und warf sich auf ihren Strohsack. Sie war müde, aber schlafen konnte sie nicht, sie sann und sann.

Sie hoffte, ja, sie dachte nichts mehr, mochte kommen, was da kommen mußte. Sie konnte es nicht aufhalten, sie war zu Ende mit ihrer Widerstandskraft. —

Die Gretel aber war nicht auf die Höhe geklettert, um Blumen zu pflücken. Nachdem sie das Brot, das ihr die Mutter gegeben, gegessen und von der Milch getrunken hatte, war sie hinausgelaufen, um die Rückkehr der Mutter abzuwarten.

Als sie aber draußen herumblickte, sah sie die Mutter in der Ferne auf der Straße stehen und dann ihren Weg zum Dorf fortsetzen. Und da fing sie zu laufen an, um die Mutter einzuholen. Es gelang ihr aber nicht, sie zu erreichen. Erst als die Mutter in den Gasthausgarten trat, kam sie ihr näher. Doch als sie sie anrufen wollte, sah sie den Wirt im Gespräche mit der Mutter und getraute sich nicht, heranzutreten. Hinter einem der Tische,

unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum, blieb sie stehen, um zu warten, und so hörte sie, von beiden unbemerkt, was sie sprachen.

Sie verstand freilich nicht alles, was da gesprochen wurde. Doch aber gerade genug, um zu wissen, daß es sich um Geld handelte, um fünfzig Kronen, die die Mutter dem Manne zahlen sollte, und daß er ihr, weil sie nicht zahlen konnte, das Häuschen wegnehmen würde.

Atemlos, den Blick nicht von den beiden wendend, lauschte Gretel. Und jetzt sah sie, wie die Mutter an den Wirt herantrat, die Arme drohend gegen ihn erhob, mit lauter, zitternder Stimme ihm etwas zuschrie und dann weglief.

Jetzt wollte auch Gretel ihr folgen. Aber sie getraute sich nicht. Sie fürchtete sich vor dem Wirt, der sie sehen und haschen würde. So blieb sie, vom



Unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum blieb sie stehen, um zu warten

Tische und vom Baume gedeckt, regungslos hocken. Und dabei hörte sie immer in den Ohren die Worte: "Fuffzig Kronen — fuffzig Kronen!"

Da erhob sich der Wirt von seinem Platze und schritt hinter das Haus, dem Keller zu.

Gretel reckte sich in die Höhe. Der Platz war leer. Unbemerkt konnte sie jetzt fortlaufen.

Aber sie that es nicht. Mitten in ihrem ängstlichen Warten war ihr ein Gedanke durch den Kopf geschossen.

Vorsichtig umherspähend, ob nicht der Wirt wieder zurückkäme, huschte sie ins Haus. Im Flur stieß sie auf die Kellnerin, die sie fragte, was sie da zu suchen habe, auf ihre Frage, wo der Herr Maler Wahlheim wohne, ihr aber lachend sein Zimmer wies.

Eine Minute später stand Gretel pochenden Herzens vor seiner Thüre still. Dann drückte sie mutig die Klinke auf und trat über die Schwelle.

Imitten des dürftig möblierten Raumes, dessen

Fenster allerdings eine prachtvolle Aussicht auf das Gebirge boten, saß der Maler, aus einem kurzen Pfeifchen mächtige Rauchwolken qualmend, vor dem Tische und krante in einer mit Skizzen und Studien gefüllten Mappe herum.

„Was giebt's?“ brummte er, aufblickend. Und als er die Gretel erkannte: „He, du hast es ja gar eilig. Ich hab' dich ja erst auf morgen früh bestellt.“

Dabei ließ er aber seinen Blick wohlgefällig auf dem Mäd'el ruhen, das, mit erhitzten Wangen, das zerfetzte Kittelchen vom raschen Lauf verschoben, die braunen, nackten Füßchen mit Lehm bespritzt, an der Thüre stehend, seine unter dem wirren Haargelock hervorschimmernden Schwarzaugen scheu und bittend auf ihn gebettet hielt.

Hier, in dem mit spießbürgerlicher Nüchternheit eingerichteten Gemach fiel die Schönheit und malerische Zerklumptheit des Kindes noch mehr ins Auge als draußen im Rahmen der freien Bergnatur.

„Naa, also, was willst?“ fragte Wahlheim wieder, als Gretel noch immer schwieg.

Jetzt trat sie vor.

„Schön bitten thät' ich dich, daß d' mi heut noch abmalst.“

„Ei, was du sagst! Kannst es denn nicht mehr erewarten?“ lachte der Maler. „Und warum denn?“

„Damit i das schöne Silberstück krieg', das d' mir versprochen hast.“

Wahlheims Stirn zog sich in Falten: „Geldgierige Kleine Krange!“ dachte er. Laut aber sagte er: „Was willst mit dem Geld?“

„Der Muatta geb'n. Sie brauch't's.“

„Hat sie dich hergeschickt?“

„Naa — sie waß nur von dir, daß d' mi malen willst.“

„So — und woher weißt denn du, daß sie's braucht?“

„G'hört hab' ich's, wie s' mit 'n Wirt g'red't hat, g'rad' vorhin. Fuffzig Kronen hat s' immer g'sagt, und er aa. Sie is 's eahm schuldt'. Und wenn sie's nit zahlen kann, so nimmt er uns unser Häusl und 's Feld und die Goas — heut no'.“

Wahlheim wurde es eigen zu Mute. Das war es also, wovon gestern abend der Wirt mit dem Schmied so eifrig gesprochen hatte, als er sie den Namen der armen Frau nennen hörte.

Hestig zog er an seiner Pfeife, daß der Rauch in Schwaden gegen das offene Fenster zog.

Plötzlich fühlte er sich an seiner Hand gefaßt.

Dicht an ihn geschmiegt, die stehenden Angstaugen zu ihm emporgerichtet, sagte Gretel: „Du — gib mir das Geld! Ganz still sitzen will i, nit muck'n, daß d' mi abmalen kannst, so lang als d' willst.“

Wahlheim wurde es heiß ums Herz. Seine sonnengebräunten Wangen röteten sich in jäher Glut. Er richtete sich in seinem Stuhl auf, und mit der freien Hand über die goldblonden Locken des Kindes hin-streichend, sprach er: „Geh heim, Gretel! Sag deiner Mutter, ich komme gleich nach und bring' ihr die fünfzig Kronen. — Geh, sag ihr's!“

Einen Augenblick stand Gretel unbeweglich. Dann, die Arme ausbreitend, als ob sie den Maler umarmen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus, und fort stürmte sie, wie ein Wirbelwind, zur Stube hinaus, heimwärts — zur Mutter.

Wahlheim erhob sich. Sinnend durchs Fenster blickend, dachte er: „Was es doch für allerlei Glend in der Welt giebt, überall, wo Menschen wohnen. Es ist noch gut, wenn ein Unglücklicher einem andern helfen kann!“

Dann holte er eine Banknote aus seiner Kassette, griff nach seinem Hute und verließ das Zimmer.

Als er bei Gretels Heim anlangte, fand er ihre Mutter vor der Thüre sitzen.

Schweigend, mit brennenden Augen stierte sie ihn an.

Gretel, die neben ihr auf dem Boden gekauert war,

kam ihm entgegen und sagte: „Sie will mir's nit glauben. Sie sagt, so was giebt's gar nit in der Welt.“

Wahlheim blickte um sich. Das Glend, die Verzweiflung, die sich in den verstörten Zügen der armen Frau malte, ergrieffen ihn aufs tiefste.

„Gute Frau,“ hub er endlich an, „die Gretel hat mir alles erzählt, — ich will Euch gern helfen,“ und er reichte ihr den Geldschein. „Gebt acht, es sind hundert Kronen. Der Wirt muß Euch fünfzig herausgeben.“

Als die Frau aber, laut aufschluchzend, sich ihm zu Füßen werfen wollte, wehrte er ihr ab: „Es ist schon gut. Die Gretel muß es abtzen. Morgen mal' ich sie.“



Die Frau warf sich ihm laut aufschluchzend zu Füßen.

Ein Schritt vom Wege.

Von August Schuster.

„Wissen Sie's schon? Der Herr Hauptmann ist gestorben, gestern abend. Er saß im Lehnstuhl und las gerade noch die Zeitungsrevision. Der Seberlehrling stand an der Thüre und wartete auf das Blatt. Das glitt ihm auf einmal aus der Hand, und als der Lehrling — es war der Bollmann — hinzusprang, um es aufzuheben, sah er, daß der Herr Hauptmann den Kopf vornüberlehnte. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

Es war der Faktor Gieshübel der großen Frohmuth'schen Druckerei, welcher diese Neuigkeit dem Korrektor Wäckerlin erzählte. Erschütterter vernahm dieser die Nachricht. „Ist's möglich!“ meinte er, „als er gestern zu seinem Mittagstisch in die »Sonne«